

Unverkäufliche Leseprobe des Scherz Verlages

Martina Brandl

Glatte runde Dinger

Roman



Preis € (D) 13,90 SFR 24,90 UVP
208 Seiten, Broschur
ISBN 978-3-502-11052-1
Scherz Verlag

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2008

Dies ist die Geschichte einer Frau, die auszog, ihre Angst zu überwinden, und dabei Erstaunliches erfahren hat. Ich bin diese Frau, und ich bin gescheitert. Logischerweise. Wenn man wie ich seine Ängste jahrzehntelang gehegt und gepflegt hat, sie hat heranwachsen sehen von winzigen Sporen des Bedenkens über giftige kleine Sorgenpflänzchen bis hin zu ausgewachsenen Furchtstauden, dann setzt man sich nicht einfach in den Traktor der Vernunft und walzt seinen schönen Neurosengarten platt. Ehrlich: Ich hänge an meinen Macken. Wie andere Leute glatt lackierte Porzellanfigürchen in der Glasvitrine betrachte ich sie durch die Scheibe: Flugangst, Panik beim Gemüseschneiden, die Horrorvorstellung, sämtliche Öffnungen meines Pullovers würden sich, gleich nachdem ich hineingeschlüpft wäre, fest zuziehen, und ich müsste ersticken. Versteht mich nicht falsch: Ich laufe nicht nackt durch die Gegend oder beschränke mich auf Knöpfware; ich ziehe mir tapfer die engsten Sachen über den Kopf, aber im Hintergrund läuft dabei immer der Film mit der Pullikrake ab. Ich kann keinen Kaffee bis zur Neige trinken, weil ich von der Idee besessen bin, dass am Grunde der Tasse eine daumengroße, hämisch grinsende Kakerlake auf mich lauert, die berlinert: ›Hättste mal lieber Tee jetrunken, der is durchsichtig.‹ Jedes Mal, wenn ich Abfall in einen öffentlichen Mülleimer werfe, durchzuckt mich der Gedanke, es könnte sich zwischen dem, was ich zerknüllt in der Hand hielt, doch etwas Wertvolles befunden ha-

ben. ›Warum erzählt sie uns das?, werdet ihr euch fragen, ›und wieso duzt sie uns dabei?‹ Ganz einfach: Erstens gehe ich davon aus, ihr seid, genau wie ich, in dem Alter, in dem man sich wieder freut, wenn man geduzt wird, und zweitens finde ich, nachdem ich euch schon in den ersten fünf Sätzen mehr erzählt habe als meinem Lebensgefährten, klänge das »Sie«, als befänden wir uns in einer Therapiesitzung. Hauptsächlich erzähle ich es euch, weil's Spaß macht. Gebt es zu: Es ist behaglich, sich in seinem Kuschelsessel zurückzulehnen, in ein Buch aufzubrechen und dabei zu denken: ›Pah, gegen die bin ich mit meiner Schamhaarphobie ja noch harmlos!‹

Ich persönlich finde meine Ängste nicht unnormale, ich kann sie alle begründen. Trotzdem fasste ich am Tag meines Aufbruchs den Entschluss, mich von ihnen zu trennen. Sollten sie sich gefälligst jemand anderem anschließen. Ich hatte mich lange genug um sie gekümmert. Einmal wollte ich etwas nur für mich tun und begab mich auf die Reise. Eine Reise, die mich an die zauberhaftesten Orte führen sollte und an die tiefsten Abgründe, mit Gelegenheiten wie Aussichtsplätze.

Natürlich fühle ich noch heute so etwas wie schlechtes Gewissen deswegen. Wie eine Mutter, die sich, wenn sie nachts um halb eins in der Dorfdisco auf ihre Armbanduhr schaut, fragt, ob es richtig war, die Kinder allein zu lassen, auch wenn sie schon elf und dreizehn sind. Aber das ist völliger Blödsinn: Ich habe keine Kinder. Außerdem waren meine Ängste nicht von mir abhängig, sondern umgekehrt. Das weiß ich heute, und mich schaudert bei dem Gedanken, wie leichtfertig ich damals alles aufgab, um loszuziehen. Mit nichts bewaffnet als dem Plan, mein selbstgeschnürtes Korsett zu sprengen und fortan das Leben einer Abenteurerin zu führen.

Paradoxerweise ging alles los, als ich mich weigerte, mich fortzubewegen.

»Aber keinen Millimeter!«, hatte ich der Frau ins Gesicht gebellt. Seit einer sekundenlangen Ewigkeit stand die spindeldürre, dynamische Mittvierzigerin vor mir im ICE-Großraumwaggon, neben sich einen absurd großen, knallroten Ziehkoffer, und keifte in meine Richtung. »Sie gehen jetzt sofort rückwärts oder ich hole den Kontrolleur!«

»Nur über meine Fahrkarte!«, rief ich siegesgewiss, und der prompt hinter mir aufgetauchte Bundesbahnbeamte mit der Lizenz zum Knipsen schaffnete: »Na, dann zeigense mal her, junge Frau.«

Ich zeigte, aber er wollte mehr: nämlich meine Bahncard. Und zwar die neue.

»Die is ja auch nich mehr ganz taufrisch«, meinte er süffisant und verpasste mir nebenbei einen blitzschnellen Ganzkörper-scan.

Mir fiel ein, wie ich die noch nicht gültige Bahncard vor drei Wochen in die Schreibtischschublade gelegt hatte, weil ich meine arme alte Bahncard nicht mit ihrer Nachfolgerin zusammen in ein dunkles Fach sperren wollte. Dafür hätte ich mir jetzt von der resoluten Kofferschubserin das Bundesbahn-Logo in den Hintern beißen lassen können. Stattdessen beschloss ich den Gegenangriff und weigerte mich entschieden, den Differenzbetrag zu zahlen.

»Ich hab doch eine gültige Bahncard! Meine Firma gibt viel Geld dafür aus, dass ihre Mitarbeiter umweltschonend zur Arbeit fahren. Das muss sich doch per Computer überprüfen lassen! Wie kann das sein, dass man online eine Fahrkarte kaufen, aber ein paar einfache Daten nicht abholen kann? Die Nummer steht doch hier drauf! Soll ich sie Ihnen vielleicht vorlesen?« Und so weiter und so fort. Das volle Rumpelstilzchen.

Vielleicht wenn ich nicht ganz so nah am Gesicht des Schaffners mit der Fahrkarte rumgewedelt und ihm dabei nicht im Übereifer mit dem Karton über die Nasenspitze geratscht hätte, wer weiß, vielleicht hätte er mich dann nicht gezwungen auszusteigen, bevor der Zug den Bahnhof verließ. Das lässt sich heute nicht mehr mit Gewissheit feststellen.

Vielleicht war es ja mein Schicksal, mit einem fürs Wochenende in Berlin gepackten Rucksack in Wolfsburg auf dem Bahnhof zu stehen. Zu trotzig, um mir eine neue Fahrkarte zu kaufen, und zu aufgeputscht, um mich erst mal ins Café zu setzen und durchzuatmen. Ich war unterwegs und wollte das auch bleiben. Es war mir schwer genug gefallen, mein gemütliches Zuhause in Kassel zu verlassen. Mir, die ich zum Thema Verreisen meistens nur nöle: ›Wozu verreisen? Ich hab an der Wand 'n Kaffeefleck in der Form von Australien. Das reicht mir.‹ Mein Zuhause umfasste hundertzwanzig Quadratmeter mit Blick auf die Wilhelmshöhe nur für mich und Ralf. Trotzdem war ich aufgebrochen, zu diesem Freundinnentreffen mit Petra und Moni in Berlin. Ich hatte meine Tasche gepackt, obwohl ich Packen hasse, das weiß jeder, da muss man nur meinen Vater fragen. Drei Wochen lang trug ich im Urlaub am Lago Maggiore dasselbe T-Shirt und ein Bikinihöschen, weil ich mich geweigert hatte, mich zu entscheiden, welche Sachen ich mit in die Ferien nehme. Meine Mutter hatte tagelang

Druck gemacht und schließlich gesagt: »Wenn du stur bleiben willst, werde ich eben sturer sein. Du wirst schon sehen, wer den längeren Atem hat.« Das war dann ich gewesen. Da war ich gerade acht. Am Morgen der Abfahrt hatte ich mich im Bikinihöschen und dem T-Shirt, das ich schon drei Tage anhatte, ins Auto gesetzt und verkündet: »Mehr brauch ich nicht.« Dabei flatterte mein kleines Kinderherz wie ein Kolibri vor Aufregung! Drei Wochen lang von zu Hause weg zu sein mit nichts als dem, was man am Leib trägt! Natürlich jagte mir das Angst ein. Ich war acht! Aber das war nichts im Vergleich zu der Panik, die mich damals schon ansprang, wenn man von mir verlangte auszuwählen. Die richtigen Sachen einzupacken und die falschen dazulassen. Drei Wochen waren eine absolut unüberschaubare Zeit, und ich würde an einem mir unbekanntem Ort sein. Es würde anders riechen, die Leute sprächen »italisch«, und ich würde die ganze Nacht unter einem fremden Himmel schlafen müssen. Wie konnte ich wissen, was ich dort brauchte?

Damals beschloss ich, nie mehr länger als übers Wochenende zu verreisen, und dafür hatte ich an diesem ersten Freitag im November meine Tasche gepackt, mir eine Fahrkarte gekauft und war losgefahren. Okay, der Schaffner hatte mich aus dem Zug geworfen, aber ich war immer noch unterwegs, und daran konnte auch eine ungültige Bahncard nichts ändern. Ich raste vor Ungeduld. Den plötzlichen Stillstand auf diesem leergefegten Bahnhof konnte ich nicht ertragen und marschierte los. Einfach weiter. Die Treppe vom Bahnsteig runter und auf der anderen Seite der Schienen wieder hoch, durch die Halle auf den Bahnhofsvorplatz.

Als das Taxi in weitem Bogen und mit einem Affenzahn über den Schotter brettete, erschien es mir vollkommen logisch, dass es genau vor mir und meiner violetten Samtreisetasche hielt. Es war

sonst weit und breit niemand zu sehen. Der Fahrer sprang heraus und ging um den Wagen herum: »Tut mir leid! Man könnte meinen, die Geschäfte wären nur samstags auf! In der Stadt ist die Hölle los, warten Sie schon lange?«

»Nein«, antwortete ich wahrheitsgemäß und hielt mich an meinem Gepäck fest, nach dem der Taxifahrer jetzt die Hand ausstreckte. Er öffnete die Tür zur Rückbank. Einen Moment lang, in dem ich zu erkennen glaubte, dass der Chauffeur wolfsgelbe Augen hatte, zögerte ich, dachte dann aber: »Der hier abgeholt werden sollte, ist offensichtlich nicht gekommen. Mir ist kalt, und wer weiß, wann in dem Kaff das nächste Taxi auftaucht.« Ich stieg ein und schwang mein monströses Reiseutensil auf den Schoß.

Der Taxifahrer legte den ersten Gang ein und fuhr los, ohne mich nach dem Fahrtziel zu fragen. Im Rückspiegel versuchte ich, einen Blick in seine Augen zu erhaschen, um zu sehen, ob er ein Wolf war, aber er griff sofort auf die Ablage und setzte sich eine verspiegelte Sonnenbrille auf. Eigentlich hätte ich die Tasche jetzt auf die Rückbank neben mich stellen sollen. Sie drückte mir ganz schön auf die Schenkel. Aber ich war zu verkrampft, um sie loszulassen. Wie eine rüstige Dutt-Omi saß ich in meinem bodenlangen schwarzen Mantel kerzengerade da und umklammerte die rundgebogenen Henkel aus Bambus. Hätte ich mit der Linken noch einen akkurat gewickelten schwarzen Herrenschild mit dem spitzen Ende in den Taxiboden gerammt, man hätte mich für eine patente Person halten können. Mit einem Mal kam ich mir total altmodisch vor. Die lila Samttasche sah aus wie ein überdimensionaler Geldbeutel: länglich, rund, und zum Öffnen musste man zwei metallene Nippel aufknipsen, die in der Mitte zweier langer, messingfarbener Metallstangen befestigt waren. Die Tasche war ein Geschenk von Ute, die mit mir in Korbach zur Schule gegangen war. Sie war gleich nach dem Abitur nach Berlin

gezogen, wie fast die Hälfte der Schulabgänger meines Jahrgangs. Wer cool und welterobernd sein wollte, verließ die Provinz so schnell er konnte Richtung Abenteuerinsel oder Tor zur Welt, also Berlin oder Hamburg. Ich hab in Kassel studiert, und auf eine trotzige Art und Weise hielt ich das insgeheim für mutiger. Zuhausebleiben war in den späten 80ern eher die Ausnahme. Auch das Kleeblatt Petra, Moni und Sabine fiel auseinander. Wir nahmen uns damals vor, einmal im Jahr ein Wochenende miteinander zu verbringen, und das hatten wir die letzten dreiundzwanzig Jahre auch durchgehalten. Morgen wäre das erste Treffen, das eine von uns absagte.

Diese Ute hatte ich, seit sie mir bei einem ihrer Heimatbesuche die Tasche geschenkt hatte, nicht wiedergesehen. Eigentlich konnten wir uns nicht besonders gut. Sie ging nicht mal in meine Klasse. Während der Schulzeit hatten wir bis auf gelegentliches gemeinsames Rumstehen in der Raucherecke keinen Kontakt. Ich ging an jenem Weihnachtsabend wie jedes Jahr nach den familiären Pflichtfeiern in die Kneipe, in der sich die Korbacher Jugend traf, und als ich mir am Tresen ein Bier holte, stand sie plötzlich neben mir. »Was machst du denn hier?« – »Wie gefällt's dir in Berlin?« – »Ja, ich bin immer noch hier.« – »Ist doch okay.« Es war eines dieser zähen Gespräche, die man mit Leuten führt, die man zu gut kennt, um sie zu ignorieren, und zu wenig, als dass man mehr als drei Sätze mit ihnen wechseln könnte. Wenn ich mich recht erinnere, hat dann Utes Mutter meinen Vater und mich zu sich nach Hause zum Kaffee eingeladen. Offenbar nahm sie an, wir säßen einsam und mutterlos um den Festtagsbraten und bekämen vor Trauer keinen Bissen herunter. Dabei war das erste Weihnachtsfest nach dem Tod meiner Mutter auch das erste ohne Stress und Schreierei. Wir sind trotzdem hingegangen, und während mein Vater sich von Utes Mutter mit Cognac abfüllen ließ, kuckte

ich Ute dabei zu, wie sie die zurückgelassenen Sachen in ihrem ehemaligen Kinderzimmer sortierte, weil ihre Mutter dort ein Bügelzimmer einrichten wollte. »Schöne Tasche«, sagte ich arglos, als mein Blick auf den lila Samtstoff fiel. »Kannste haben«, gab sie zurück, ohne aufzusehen. Ute war ein merkwürdiges Mädchen. Man hatte den Eindruck, sie wusste über jeden Quadratmillimeter im Raum Bescheid. Ich weiß noch, wie sie auf meine Frage, was sie an der Tasche störe, antwortete, sie sei »zu unübersichtlich, zu planlos«, und wie ich aufgekratzt meinte: »Mir kann's nicht chaotisch genug sein!« Nach diesem inszenierten Treffen riss der Kontakt zwischen uns ab. Hin und wieder hörte ich über ihre Mutter von ihr oder sah sie an irgendwelchen Feiertagen in Korbach über die Straße gehen, aber wir haben uns nie wieder unterhalten. Es war gerade so, als ob unser einmaliges Treffen nur stattgefunden hatte, damit die Tasche die Besitzerin wechseln konnte. Die Tasche war immer noch dieselbe, aber ich war zu einer geworden, die eine ungeplante Taxifahrt durch Wolfsburg für ein kribbelndes Abenteuer hielt.

Ich schüttelte unwillig den Kopf und sah aus dem Autofenster. Auf einer Strecke von vielleicht zweihundert Metern war die Straßenbeleuchtung ausgefallen. Es sah aus, als hätte gerade jemand den Laden dichtgemacht.

Wir hielten vor einem weiß getünchten 60er-Jahre-Zweckbau mit einer bescheidenen Auffahrt und einem beleuchteten halbrunden Vordach. *Hotel Konsul* stand darauf in Silberbuchstaben, und der Taxifahrer sagte: »So, Frau Sends, das wären sechs fünfzig bitte.« Während ich das Geld aus dem Portemonnaie kramte, fügte er schelmisch hinzu: »Dann wünsche ich Ihnen noch einen schönen Abend und viel Erfolg!«

»Danke«, murmelte ich, gab ihm zehn Euro, sagte »Stimmt so«

und schälte mich aus dem Taxi. Vielleicht waren drei fünfzig Trinkgeld ein bisschen übertrieben, aber ich wollte dieser Frau Sends keine Schande machen. Womöglich fuhr sie jeden Freitagabend um sieben in dieses Hotel. Sie und ihr Mann versuchten seit Jahren, ein Baby zu bekommen, und eines Tages hatte sie in so einer Frauenzeitschrift den Tipp bekommen, sie sollten einmal Sex in einer ungewohnten Umgebung machen. Je mehr Nervenzitgel dabei sei, umso mehr rege das die Spermaproduktion ihres Mannes an. Daher ging sie jeden Freitag, kurz bevor er von der Arbeit kam, aus dem Haus und ließ sich, damit die Nachbarn keinen Verdacht schöpften, am Bahnhof vom Taxi abholen. Jedes Mal unter einem anderen Namen, aber der Taxibetrieb kannte das Ritual schon, und als der Neue heute zum ersten Mal die Tour übernahm, beglückwünschten ihn die anderen Fahrer feixend zu seiner »Entjungferungsfahrt«. Auf keinen Fall sollte er noch mehr Gelegenheit zum Spott über die arme Frau bekommen. Ich griff meine Tasche etwas fester und betrat das Hotel.

Auf dem Weg von der automatischen Glasschiebetür bis zur Rezeption fuhr mein Rückenmark die Fluchtantennen aus, aber der Portier hatte mich schon entdeckt und empfing mich mit einem strahlenden Lächeln: »Guten Abend! Wie ist der Name?«

»Sends.« Erstaunt stellte ich fest, dass ich mich bereits an den Namen gewöhnt hatte.

Er tippte mit zwei Fingern auf der Computertastatur herum und machte ein ratloses Gesicht. »Haben Sie vielleicht unter einem anderen Namen reserviert?«

»Ich pflege eigentlich nicht unter fremdem Namen in Hotels abzusteigen.« Na, nun wurde ich ja keck.

Er lachte lautlos über meinen Gag und begann hektisch in einer Karteikartenbox zu blättern.

»Sends, Michaela?« Er sah mit schräg gelegtem Kopf auf eines der Kärtchen.

»Genau.« Ich freute mich.

»Der Kollege hat das schon für den Nachtportier einsortiert, weil auf der Reservierung eine späte Anreise vermerkt ist.«

Ich lächelte gütig.

Mit routinierten Handgriffen steckte er ein Plastikkärtchen in eine Papphülle und legte es vor mir auf den Tresen. »Dann haben wir für Sie ein Einzelzimmer mit der Nummer 16. Frühstück ist morgen von sechs bis zehn, der Aufzug befindet sich gleich hier rechts. Ich wünsche Ihnen einen schönen Aufenthalt und viel Erfolg heute Abend!«

Das Wort »Zimmerausweis« jagte mir Respekt ein. Was, wenn im Aufzug ein Herr im Trenchcoat und karierten Hut auf mich lauerte: »Schönen guten Abend: Hotelpolizei, kann ich mal bitte Ihren Zimmerausweis sehen?« Ich konnte jetzt aber auch nicht auf dem Absatz kehrtmachen. Wo sollte ich denn hin ohne Taxi? Also nickte ich dankend und verschwand mit dem Kärtchen in Richtung Aufzug.

In den paar Sekunden, die ich alleine in diesem Metallquader verbrachte, passierte gar nichts. Kein einziger Gedanke erschien in meinem Kopf. Solange man in einem Aufzug fährt, hat man ein Ziel und eine Legitimation. Man hat einen Knopf gedrückt, und nun muss man nur warten, bis die gewünschte Zahl auf dem Display über der Tür erscheint. Das hat etwas sehr Beruhigendes.

Sobald ich dem Normalitätsbehälter entstieg war, setzte die Unruhe wieder ein. Angstvoll hastete ich den Flur entlang: Nummer 8, Nummer 9, Nummer 11, 13, 14, endlich die 16, Schlüssel passt. Und dann rannte ich in dieses Hotelzimmer, steuerte direkt aufs Bett zu, grapschte mir die in blaues Stanniol eingepackte Schokokugel, wickelte sie aus und steckte sie mir in den Mund.

Hektisch tat ich das. So als wäre es seit meiner Abreise aus Kassel die ganze Zeit meine Absicht gewesen, in dieses Hotelzimmer zu kommen und die Praline zu vertilgen. Als fürchtete ich, es könnte vorher noch jemand durchs Fenster witschen und sie mir aus der Hand schlagen. ›Tu's nicht!«, würde derjenige rufen. Mein Vater vielleicht, Ralf oder ein Wildfremder, der mich beim Einchecken beobachtet hatte und ahnte, dass ich gleich eine Dummheit beginge: ›Was du dir einmal in den Mund geschoben hast, kriegst du da nie wieder raus. Atme erst tief durch! Überleg in Ruhe! Es gibt immer eine andere Möglichkeit!‹

Aber ich wollte keine andere Möglichkeit. Ich wollte einmal etwas tun, ohne zu überlegen. Bisher hatte ich mein Leben damit verbracht, Dinge zu vermeiden, und jetzt wollte ich wissen, ob ich etwas verpasst hatte. Durch meine umsichtige Art zu leben. Ich suchte nach etwas, das ich vermissen müsste. Und auf dem Weg dahin wollte ich mir alles einverleiben, was sich mir geistig, kulinarisch oder körperlich bot.

Während die schwarze Kugel an meinem Gaumen zu schmelzen begann, formulierte ich zwischen Zucker und Fett die Frage, wie es wäre, wenn ich nie mehr nach Hause zurückginge. Wenn ich einfach weiterzöge. Die Bilder vom Freundinnen-Treffen morgen sah ich jetzt schon nur noch in Pastelltönen. Den Gedanken an Ralf blendete ich erst mal aus. Und dann den Gedanken an den Termin mit der Bank in zwei Wochen wegen der Eigentumswohnung. Wie ein Hausmeister ging ich von oben nach unten durch sämtliche Etagen und knipste Stockwerk für Stockwerk die Lichter aus: mein vierzigster Geburtstag Ende des Monats – die wöchentliche Bürobesprechung am Montag – der Sauerbraten, den ich für nächste Woche eingelegt hatte – ein Aufwachen unter falschem Namen in einem fremden Hotelbett in Wolfsburg. Alles verschwand unter dem sündigen schwarzen Tuch der Unvernunft.